

Myriam Goos
Weiter weg ist näher dran

Buch

Nach jahrelangen erfolglosen Versuchen, eigene Kinder zu bekommen, ist Myriam und ihrem Mann Roland klar: Nicht das Nicht-da-sein von Kindern soll ihr Leben bestimmen, sondern das Da-sein neuer Chancen und Freiheiten. Also ziehen die beiden mit Mitte 30 von Hamburg nach Neuseeland, in ein Land, in dem die Leichtigkeit des Lebens noch funktioniert und die Natur verschwenderisch verteilt ist. Myriam erzählt sehr persönlich von ihrem Aufbruch und dem Ankommen in der neuen Welt, vom neuseeländischen Leben in all seinen Facetten sowie ihrer Auseinandersetzung mit Heimat und Familie. Nach einiger Zeit wird ihr klar: 18.000 km Entfernung sind nicht unbedingt weiter weg, sondern manchmal näher dran.

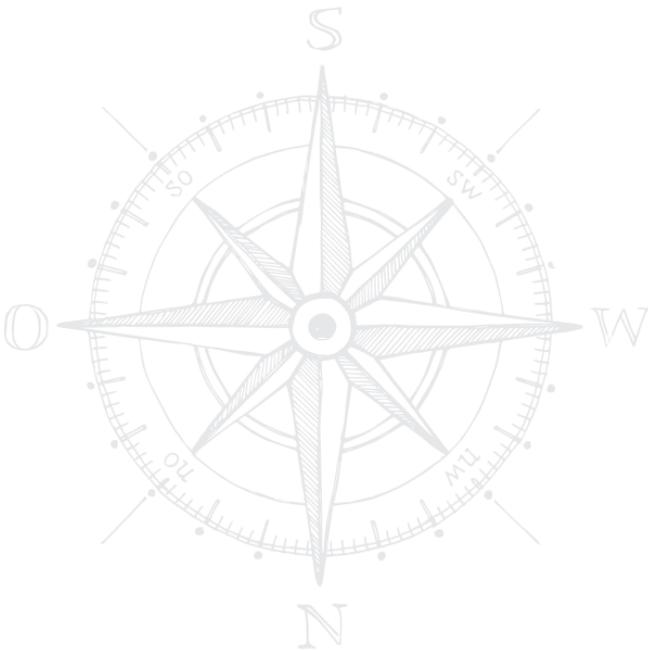
Autorin

Myriam Goos ist Medienpädagogin und arbeitete in Deutschland viele Jahre für das Fernsehen, bevor sie 2006 nach Neuseeland ausgewandert ist und in Wellington Brötchen verkauft, Hochzeiten organisiert und als Statistin gearbeitet hat. Heute lebt sie mit ihrem Mann in Nelson auf der Südinsel Neuseelands.

Myriam Goos

Weiter weg ist näher dran

Warum ich erst nach Neuseeland
auswandern musste,
um mir und anderen noch näher zu sein



GOLDMANN

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH FSC® N001967

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

1. Auflage

Originalausgabe September 2021

Copyright © 2021: Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Konzept & Idee: Käfferlein & Köhne GmbH & Co. KG

Illustration (Kompass): Sabine Timmann unter Verwendung einer Vorlage von
LoveDesignShop/shutterstock

Fotos: Myriam Goos; Foto Old St Paul's: Grant Sheehan

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagillustrationen: FinePic®, München; Sabine Timmann unter
Verwendung einer Vorlage von LoveDesignShop/shutterstock (Kompass)

Umschlagfotos: Myriam Goos

Redaktion: Nina Schnackenbeck, Hamburg

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

GS/EB · IH

ISBN 978-3-442-17899-5

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Roland

INHALT

Der Anfang	9
Vertrocknete Orangen	13
Alster linksherum	32
Ein Traum im Ganzkörperanzug	45
Südbalkon	58
Gedeckter Apfelkuchen	80
Pachelbel und Patina	99
How is your mother?	109
Der Tanz der Algen	125
Schatz, ich kauf mal kurz ein Haus	141
Der wandernde Zaun	146
Die benebelte Braut und schlaflos in Paraparaumu	156
Pflaumenkompott	173
Sargstaub und Totenhemd	195
Home is, where your sofa stands?	212
Weiter weg ist näher dran	228
Danke	237

DER ANFANG

Dezember 1997

Verschwitz, dreckig und atemlos stehe ich auf dem fast 2300 Meter hohen Mount Ngauruhoe im Tongariro-Nationalpark, mitten in der Mitte der Nordinsel Neuseelands. Es ist der 25. Dezember. Meine Familie in Deutschland sitzt jetzt, die Zeitverschiebung elegant außer Acht gelassen, am tannengeschmückten Esstisch und schwelgt in den aufgebratenen und umso köstlicheren Resten von Gänsebrust und Rotkohl vom Vortag. Das Weihnachtsoratorium klingt leise aus dem Nebenzimmer, es riecht nach Kerzen und dem Aftershave meines Vaters.

Hier oben ist es empfindlich kühl. Mein atmungsaktives Funktions-T-Shirt, was bis eben noch wohligh warm an meinem Rücken klebte, verwandelt sich im Nullkommanichts zu einem kalten Waschlappen, unter dem sich meine Nieren zusammenziehen. Schnell streife ich die Windjacke über und ziehe die selbstgestrickte Wollmütze meiner Mutter ein wenig tiefer ins Gesicht. Es dauert ein bisschen, bis ich auf dem Geröll unter meinen Füßen einen festen Stand finde. Die dicken Sohlen der Wanderschuhe sind zwar super zum Klettern, aber einer echten Bodenverbundenheit stehen sie irgendwie im Weg, sinniere ich kurz.

Mein Atem hat sich mittlerweile etwas beruhigt. Das Bren-

nen in den Oberschenkeln ist auch fast weg, dafür fangen sie nun an zu zittern.

Erst jetzt wird mir so richtig klar, dass ich *oben angekommen* bin.

Ich stehe auf einem Vulkan. Die Hacken tief in den Boden gedrückt lasse ich meinen Blick schweifen. Die Aussicht ist überwältigend. Vor mir liegt in erstaunlicher Klarheit der zweite Vulkan des Parks, Mount Tongariro. Wie ein kleiner Bruder, eigenwillig und selbständig, aber doch geschwisterlich verbunden durch die schroffen Steinformationen, die sich entlang des Weges ziehen. Kein einziger Baum oder auch nur Gestrüpp lenkt von der Kargheit dieser Landschaft ab. Ein Meer aus graubraunem Gestein, rostroten Kratern und beigefarbenen Sandflächen. All die Farben, die in meinem alten Pelikan-Tuschkasten über die letzten Jahrzehnte unbenutzt vor sich hin trockneten. Einzige Ausnahme: der azurfarbene Blue Lake, der im Hintergrund wie ein kreisrundes Spiegelbild des knallblauen Himmels unwirklich leuchtet.

Die gestochene Schärfe des Ausblickes verschwimmt langsam vor meinen Augen, und ich bin mir nicht sicher, ob die Tränen vor lauter Rührung kommen oder einfach nur, weil der Wind so saukalt zieht.

Mit den Füßen schiebe ich ein paar Steine zur Seite und mache es mir so gut es geht auf dem harten Untergrund gemütlich.

Der Vulkan Mount Ngauruhoe ist zwar immer noch aktiv, aber das letzte Mal 1975 ausgebrochen. Voller Zuversicht, dass ich nicht gerade am ersten Weihnachtsfeiertag in die Luft fliege, beiße ich genussvoll in einen Müsliriegel. Mit vielen Körnern und ohne Rosinen. Ein Hauch von Schwefel-

geruch wabert plötzlich an mir vorbei, schräg hinter mir dampft es aus irgendeinem Loch. Definitiv immer noch aktiv, denke ich, und ein kurzer, heftiger Adrenalinstoß durchfährt meinen Körper.

Wieder schaue ich mich um. So weit es geht, drehe ich im Sitzen meinen Oberkörper nach links, um ihn dann in Zeitlupe wie eine Kamera auf einem Stativ nach rechts zu schwenken. Ein nicht enden wollendes Panorama brennt sich in meine Netzhaut ein. Nichts beschränkt mein Blickfeld, Weitsicht bis zum Horizont. 360 Grad Landschaft liegt mir zu Füßen, ohne auch nur einen Hauch unterwürdig zu sein. Ganz im Gegenteil. Auf Augenhöhe schaue ich ihr entgegen, und eine unglaubliche Neugierde macht sich plötzlich in mir breit.

Wie wird mein weiteres Leben aussehen? Was hält die Zukunft für mich bereit?

Vor ein paar Monaten bin ich 28 Jahre alt geworden. Ich habe mein Studium als Diplompädagogin in Göttingen abgeschlossen und reise als Belohnung mit meinem Freund Frank für fünf Monate in der Weltgeschichte herum. Über Kalifornien, Fidschi und die Cookinseln sind wir nach Neuseeland gekommen, in zwei Monaten geht es weiter nach Australien und dann wieder zurück in das vertraute Deutschland. Was danach kommt, ist ein großes Fragezeichen.

Werde ich als studierte Pädagogin wirklich einen Job in der Medienbranche finden? Ziehe ich wie geplant nach Hamburg oder doch eher in den Süden Deutschlands? Werde ich beruflich erfolgreich sein oder der Karriere den Rücken kehren? Vielleicht irgendwann mal heiraten und sogar Kinder haben?

Der Radius meines Körperstativs reicht kaum aus, um all

meine Gedanken und wilden Ideen einzufangen. Wie die breite Farbpalette der vor mir liegenden Landschaft schimmern meine Gedanken in allen erdenklichen Facetten. Das Äußere vereint sich mit meinem Inneren. Der Weitblick findet jetzt nicht nur räumlich statt, sondern neue Perspektiven, frische Denkweisen drängen alte beiseite. Ich fühle mich frei, so frei wie nie zuvor. Alles ist möglich.



VERTROCKNETE ORANGEN

Stellen Sie sich vor, Ihr Eierstock ist eine Apfelsinenkiste. Bei Ihrer Geburt ist diese Kiste prall gefüllt mit zwar noch grünen, aber dafür ein bis zwei Millionen wunderbar runden und wohlgeformten Apfelsinen. Während der nächsten 13 bis 15 Jahre liegt das Obst dann erst mal gut verpackt in der hintersten Ecke und reift unauffällig vor sich hin. Wenn dann die Zeit zum Apfelsinenessen gekommen ist, sind von den Millionen von Früchten nur noch ein paar Hunderttausende übrig, und mit jedem Monat nimmt diese Anzahl ab. Ihre Apfelsinenkiste, liebe Frau Goos, ist mit 34 Jahren nun leider schon ungewöhnlich leer, und der Großteil der verbliebenen Früchte ähnelt eher vertrockneten Rosinen.«

Es ist Ende 2004, und wir wurden gerade über den Zustand meiner Eizellen aufgeklärt. Ich muss zugeben, der nette Arzt im saloppen Hemd hat sich wirklich Mühe gegeben, meinem Mann Roland und mir die desolote Lage in einer Sprache zu vermitteln, die auch wir Laien verstehen können. Dennoch schaue ich zuerst Roland und dann ihn ungläubig an. In meinem Hirn brodelt es. Was, um Himmels willen, will er uns damit sagen? Wo sind meine Myriaden saftiger Orangen geblieben? Die können sich doch nicht heimlich, still und leise davongemacht haben, ohne dass ich auch nur *einmal* in den Genuss gekommen bin, sie zu probieren? Und überhaupt,

wer benutzt denn heute bitte noch das Wort »Apfelsinen« anstatt »Orangen«?

Roland, der genauso verdattert gucken muss wie ich, gelingt es als Erstem, die medizinische Abhandlung für Vorschulklässler auf den Punkt zu bringen.

»Das heißt also, dass mit meinen Chaosspermien und den verdorrten Eizellen meiner Frau ihre Chance, schwanger zu werden, so gut wie null ist?«

»Äh, ja, das heißt es wohl. Die Wahrscheinlichkeit liegt auch bei einer weiteren Behandlung leider nur bei fünf Prozent«, antwortet der Arzt kurz, offenbar froh, dass mein Mann die Sachlage so schnell erfasst hat.

Dass es mit dem Kinderkriegen bei uns schwieriger werden würde, ist uns von vornherein klar. Denn nicht nur bin ich bereits über 30, als ich Roland in Hamburg kennenlerne, sondern ist er auch Diabetiker, Typ 1. Die Qualität seiner Spermien ist von Haus aus schon mal schlechter. In seinem Fall schwimmen die Jungs nämlich lieber im Kreis, anstatt sich im Wettkampf auf gerader Bahn zu messen.

Wir warten also nicht lange. Hochmotiviert und dem Zweifel keinen Platz lassend versuchen wir, dass ich innerhalb der obligatorischen zwölf Monate schwanger werde. Denn wenn es innerhalb dieser Zeit nicht klappt, darf man offiziell von einem »unerfüllten Kinderwunsch« sprechen und ist legitimiert, sich in die Schlange hoffnungsvoller Paare einzureihen.

Und genau das tun wir nach exakt einem Jahr.

Es gibt viele Namen für diesen Ort der Hoffnung: Kinderwunschzentrum, Kinderwunschlinik, Kinderwunschpra-

xis, Fertility Center. Doch egal, wie kreativ die blanken Schilder über den schicken Eingängen auch sein mögen, eines haben sie alle gemeinsam: Sie sind das Synonym für ein unbekanntes und fernes Land. Ein Land, in das man noch nie zuvor gereist ist. Dessen Sprache man nicht spricht, dessen Kultur man nicht kennt und von dem man auch keine Ahnung hat, wie lange man dort unterwegs sein wird. Eine Reiseversicherung gibt es nicht, auch keine Kostenerstattung bei unerfüllten Versprechungen. Alles ist offen, alles und auch nichts kann passieren. Und das Zermürbendste an dieser Auslandsreise ist die allgegenwärtige und immerfort quälende Frage: Werden wir allein zurückkehren oder mit erhoffter Begleitung im Gepäck?

Trotz Rolands Querschießern und meines schicksalhaften Alters (was? Ich bin gerade mal 34 Jahre alt – ein Jungbrunnen!) brechen wir also im Sommer 2003 optimistisch in das Hamburger Kinderwunschland auf. Schon immer sind wir gerne gereist, auch in exotische Länder. Die Neugierde hatte die Sorge vor dem Unbekannten immer besiegt. Beim Betreten der Praxis leuchten uns sonnengelbe Tapeten entgegen und lassen uns das typisch norddeutsche Schmuddelwetter sofort vergessen. Die Räume sind wohltemperiert, die Angestellten sehr zuvorkommend, und die Getränke gehen aufs Haus. In den kommenden Wochen nehmen wir alles mit, was das Pauschalangebot zu bieten hat: Hormondiagnose, Bluttests, Spermogramm, Ultraschalluntersuchungen, Zyklusoptimierung. Es tut gut, nach dieser Rumwarterei endlich unterwegs zu sein. Aktivismus statt Passivismus. Roland freut sich vor allem über regelmäßigen Terminsex, ich mich über empfangnisvorbereitende Massagen.

Auch wenn der Arzt am Anfang ein wenig routiniert daherkommt, strahlt er doch eine ansteckende Zuversicht aus, der wir uns nur zu gerne hingeben. Denn ohne Zweifel kennt er sich in diesen Gefilden bestens aus. Wissen wir mal nicht, wohin es heute mit unserer unzulänglichen Fruchtbarkeit gehen soll, hat er immer einen Vorschlag zur Hand, was wir als Nächstes unternehmen könnten. Täglich lernen wir die Gegend rund um die Eierstöcke ein bisschen besser kennen, schnappen hier und da ein paar Brocken der komplizierten Landessprache auf und entwickeln uns zu kleinen Hormonexperten.

So ziehen die Monate ins Land, während wir alle Sehenswürdigkeiten der Reihe nach abklappern. Ein bisschen reisemüde sind wir mittlerweile, doch noch lange nicht am Ziel. Von Hoffnung immer wieder angetrieben, buchen wir schließlich auch ein paar kostspieligere Ausflüge: Hormontherapien, Inseminationen und begleitende Akupunktur stehen auf dem Programm. Doch trotz aller positiver Gedanken und unserer Diesen-Monat-klappt-es-bestimmt-Mentalität, es *fruchtet* einfach nicht. Bluttest: negativ.

Um uns herum wird die Reisegruppe mal größer, dann wieder kleiner. Paare kommen und gehen ohne weitere Erklärungen und sind sowieso eher unkommunikativ. Alle bleiben für sich, es gibt keine bunten Abende oder angelegte Gespräche beim Warten auf die aktuellen Laborwerte. Ab und zu sehen wir mal ein Pärchen mit gepackten Koffern davonfahren, aber ob ihre Abreise auf Frustration gegründet ist oder einem geglückten Umstand, wird für uns immer ein Geheimnis bleiben. Die Neuankömmlinge hingegen erkennen wir auf den ersten Blick. Noch verhalten folgen sie den

Anweisungen des Personals, sie fragen nach, notieren sich die wichtigsten Abläufe akribisch auf kleine Zettel und verlaufen sich mitunter in dem Wirrwarr der Gänge und Räumlichkeiten. Jeder Toiletten- oder Spermiengang wird zu einem Eiertanz, bei dem direkter Augenkontakt lieber vermieden wird. Vom Wartezimmer aus beobachte ich dieses Schauspiel diskret, aber voller Interesse. Ihre Unbedarftheit berührt mich. Und ich muss zugeben, ich beneide die Neuen ein bisschen. Denn sie haben etwas, was wir bereits verloren haben. Diese aus allen Poren quellende Zuversicht.

Nach über einem Jahr lassen unsere Kräfte merklich nach. Wir haben die Nase voll vom Verreisen. Jeden Monat wieder greife ich in die als singender Elvis getarnte Keramik-Tampondose, die so unschuldig im Badregal neben dem Kaktus steht. Nicht nur Blut verliere ich während dieser Zeit, sondern auch eine gehörige Portion Selbstbewusstsein. Was ist nur los mit mir? Wo ist sie hin, die als selbstverständlich angenommene Fruchtbarkeit? Bin ich etwa nicht Frau genug? Roland plagen ähnliche Zweifel, und irgendwie tut das auch ganz gut. Zumindest können wir uns beide ein gleich großes Stück vom Kuchen abschneiden, wenn es um die Frage der Schuld geht. Aber darum geht es ja zum Glück nicht. Wir sind eher verdattert, dass wir es offenbar nicht hinkommen, ein Kind zu zeugen, obwohl wir doch in allen anderen Bereichen des Lebens so kompatibel sind. In Broschüren und Artikeln, die überall in der Praxis herumliegen, wird immer wieder davon gesprochen, dass diese ganze Rumreiserei in Kinderwünschländern eine große Belastungsprobe für die Beziehung ist. Und das wundert mich nicht im Gerings-

ten. Noch sind wir stark als Paar, fangen uns immer wieder gegenseitig auf, trösten, sprechen uns Mut zu. Wir sind gut im Miteinander-Reden und im Zuhören. Doch ganz weit am Horizont kann ich eine kleine Unwucht erkennen, die zwar in Zeitlupe, aber beständig in unsere Richtung rotiert und auch uns sicherlich irgendwann erfassen wird. Denn eines ist uns bewusst: Wir sind noch längst nicht angekommen am Ende der medizinischen Fahnenstange.

Als das erste Kind durch künstliche Befruchtung in Großbritannien zur Welt kam, war ich neun Jahre alt. Wenn ich nicht gerade auf meinen Rollschuhen die Straßen Kassels unsicher gemacht habe, dann hockte ich versunken in meinem Zimmer, habe »Die drei ???« gehört und beim »Malen nach Zahlen« kleine Pferdekunstwerke geschaffen. Seit dem Sommer 1978 ist viel passiert. Mittlerweile ist diese Form der assistierten Reproduktion ein alter Hut. Nicht in meinen kühnsten Träumen hätte ich angenommen, dass Roland und ich einmal vor dieser Frage stehen würden: IVF, ja oder nein?

Richtig scharf auf Kinder war ich nämlich eigentlich nie. Während meine Schulfreundinnen ihr Taschengeld mit Babysitten aufgebessert haben, bin ich lieber bei einer 90-Jährigen Dame putzen gegangen. Auch mit fortschreitendem Alter stellte sich bei mir keine rechte Babylaune ein. Über Jahre habe ich gemächlich vor mich hin studiert, ein Auslandssemester in Florenz verbracht, jede Studentenparty mitgenommen und war schließlich schon 27 Jahre alt, als ich Ende der 90er-Jahre mein Diplom der Freizeit- und Medienpädagogik in der Tasche hatte. Während des Studiums habe

ich mich mal in den einen, dann in den anderen verliebt. Mit meinem Reisepartner Frank aus dem Prolog führte ich auch eine längere Beziehung, aber Kinderkriegen stand für mich nicht auf dem Plan.

Doch dann kam ER! Bäng! Unvorhergesehen schlitterte Roland eines Tages in mein wohlsortiertes Leben in Hamburg, und von einer Minute auf die andere konnte ich mir alles vorstellen: Heirat, Baby, Pferd und Boot. Roland, dieser wunderbare Mann voller Optimismus, Humor, Intelligenz und Unbeschwertheit. Ja, mit ihm wollte ich Kinder haben, wollte, dass unsere einzigartigen Gene weiterleben.

Und da sitzen wir nun am halb gedeckten Abendbrottisch und wissen nicht, was wir tun sollen. Ich heule ein bisschen, Roland ist auch kurz davor. Offenbar sind unsere Körper auch mit Unterstützung von kleineren Hilfsmitteln und dem nötigen Optimismus nicht dazu gemacht, ein Kind zu zeugen. Schwerere Geschütze wie In-vitro-Fertilisation, künstliche Befruchtung & Co. müssten laut Reproduktionsplan jetzt aufgefahren werden. Das klingt nicht nur äußerst steril und unnatürlich, das ist es auch. Sollen wir es wagen wie so viele andere? Schließlich wollen wir uns später auch keine Vorwürfe machen.

Doch fühlen wir uns wirklich wohl dabei? Wollen wir unseren Wunsch mit allen Mitteln erreichen? Der Natur sozusagen ein Schnippchen schlagen? Es trotz der rotierenden Unwucht krampfhaft versuchen? Und uns nebenbei weiterhin in die verdammte Abhängigkeit der Medikamente, Eingriffe und Zeitpläne begeben?

Was aber, wenn es einen guten Grund gibt für unsere nicht funktionierende Fortpflanzung? Darf sich der Mensch überhaupt in alles einmischen? Sollten wir nicht auch mal Grenzen akzeptieren und einsehen, dass man nun mal nicht alles haben und erkaufen kann?

Bedeutet denn eigener Nachwuchs eigentlich *immer* die Krönung einer Partnerschaft? Kann es bei uns wirklich noch besser werden? Wir sind uns zu zweit doch eigentlich genug.

Und vielleicht finden wir es ja dann auch total doof, Eltern zu sein. Die, die wir kennen, beteuern immer, wie sehr sie ihre Kinder lieben, sind aber besonders glücklich und entspannt, wenn sie schlafen, in der Schule sind oder im Ferienlager am Bodensee...

Sinn des Lebens, Fehlgeburt, finanzielles Risiko. Fragen über Fragen schwirren um uns herum wie ein Schwarm nervtötender Mücken. Fragen, die wir vor allem darum von allen Seiten so genau betrachten, weil unsere Antworten darüber entscheiden werden, wie unsere nahe und auch ferne Zukunft aussehen wird.

Die Spiegeleier in der Pfanne sind mittlerweile jedenfalls kalt.

Noch einmal buchen wir einen Gesprächstermin in dem Kinderwunsch-Etablissement. Wir brauchen Fakten und Prozentzahlen, um eine Entscheidung treffen zu können. Erfolgchance mindestens 20 Prozent und maximal drei Versuche sind das, worauf Roland und ich uns einigen. Darüber hinaus scheint uns die Gefahr zu groß, uns in der unendlichen Schleife der künstlichen Befruchtung zu verlieren.

Wir wollen mit all unseren Kräften, Gedanken und finanzielle Mitteln nicht krampfhaft einer Lebensvorstellung hinterherhecheln, deren positiver Ausgang statistisch gesehen gering ist.

Wenn's nicht sein soll, dann soll es nicht sein. Auch wenn es jammerschade wäre. Denn ich glaube, Roland und ich wären richtig gute Eltern. Und außerdem wüssten wir zu gern, was für ein Kind wir gemeinsam fabrizieren würden. Die Gewissheit, dass wir aber auch als Paar ohne Kind eine erfüllte Beziehung leben, ist das Wichtigste für uns und lässt uns in dieser Situation nicht verzweifeln.

Nach vielen durchredeten und durchdachten Nächten versprechen wir uns gegenseitig: Wenn wir kinderlos bleiben sollten, dann überlegen wir uns, was wir sonst Wunderbares mit unserem Leben anfangen werden. Dass uns etwas einfallen wird, bezweifeln wir beide nicht.

Es tut gut, eine Entscheidung gefällt, eine klare Linie für unser weiteres Vorgehen gefunden zu haben, und ich bin dankbar, dass Roland und ich uns da einig sind. Egal, welchen Ausgang die ganze Geschichte nehmen wird, die rollende Unwucht wird uns nicht erwischen.

Die Apfelsaftschorle, die mir die zuvorkommende Praxisangestellte serviert, schmeckt schal und irgendwie künstlich. Nach nur einem Schluck stelle ich das Glas mit einem viel zu lauten Knall auf den ebenfalls gläsernen Beistelltisch. Das wartende Paar uns gegenüber schreckt kurz hoch, guckt mich an und versinkt dann schnell wieder in seine teilnahmslose Starrheit. Obwohl die Stühle eng beieinanderstehen, berühren sich ihre Körper nicht. Nicht einen Hauch. Absicht oder Zufall? Konzentriert fixiere ich den Ab-

stand zwischen ihnen. Hoffe, dass vielleicht ein entspannter Ellenbogen oder ein starkes Knie die Leere durchbricht und diese entsetzliche Lücke für immer schließt. Doch nichts passiert. Wie zwei Magnete mit negativen Polen stoßen sie sich kurz vor der Berührung energisch ab, sie können sich einfach nicht näherkommen. Ein Szenario wilder Magnetstrahlenkämpfe spielt sich plötzlich vor meinem inneren Auge ab. Die endgültige Trennung der beiden Aliens, die sich eigentlich lieben, aber nicht zueinanderfinden können, steht kurz bevor. Blitze flammen empor, dramatische, überlaute Orchestermusik ertönt. Ich setze mit gereckter Faust zum Sprung an, will mit aller Kraft versuchen, die Strahlen umzuleiten, um so den bösen Bann zu brechen und das Außerirdischenpaar für immer zu vereinen. Als bekennende Nicht-Science-Fiction-Guckerin bin ich verwundert ob der Detailtreue dieses imaginären Filmes, als Roland mich plötzlich in den Arm zwickt und seine Hand sanft auf meine legt. Völlig perplex schaue ich ihn an, verwundert, was Ro-Bot vom Planeten Sēmenia in meiner entfernten Galaxie zu suchen hat. Doch er, er drückt nur meine Hand noch ein bisschen fester und schaut mir eindringlich in die Augen. Die Erde hat mich schlagartig wieder. Mit einer stummen Kopfbewegung gibt er mir zu verstehen, dass ich aufhören soll, das Paar gegenüber so anzustarren.

Wie gut ist es, sie zu haben, diese starke und warme Hand, die Aliens vertreibt, meine Seele streichelt und flatternde Gedanken einfach einfängt.

Der nette Arzt im saloppen Hemd kommt selbst ins Wartezimmer und ruft uns freundlich zu sich herein. Wir setzen uns ihm gegenüber. Ein paar Einleitungsfloskeln folgen, sein

Mund öffnet und schließt sich, und ab da höre ich nur noch »Apfelsinenkiste«, »Rosinen« und »fünf Prozent«.

Da haben wir sie, die Fakten und Prozente, die wir unbedingt brauchen.

Ob mit oder ohne IVF, unsere Hausnummer ist eine kleine, schüchterne und langsam schwindende fünf. Wir packen unsere Koffer und fahren endgültig nach Hause.

Zwei Monate sind seitdem vergangen, und routiniert leben wir unser Leben. Wir gehen arbeiten, treffen uns mit Freunden und machen ein bisschen Sport. In einem Schloss in Ostdeutschland buchen wir ein sauteures Wellness-Wochenende und fahren trotz Kälte mit unserem Bus »Miss Lucie« (benannt nach meiner geliebten Großmutter) so oft es geht an den Schaalsee.

Die Erlebnisse der letzten anderthalb Jahre scheinen durch den Alltag zu verblassen. Und doch begleitet uns der Verlust unserer ausgemalten Zukunft auf Schritt und Tritt. Als hätten sie sich verabredet, treffen wir fast täglich auf strahlende Schwangere, glückselige Jungeltern, sabbernde Babys und freche Dreijährige in der Drogerie, der U-Bahn oder im Treppenhaus. Mit lauter, nerviger Stimme schreit die Zukunft uns entgegen: Ha! Seht, was euch entgeht! Kein stetig wachsender Bauch! Keine von Endorphinen vernebelte Geburt! Kein Glücksgefühl beim Anblick des pupsenden Babys! Keine Kindergeburtstage! Keine Zahnlücken oder vererbten Talente! Keine pickeligen Teenager! Keine Kinder oder Enkelkinder, die euch im Alter besuchen kommen! Keine Drei-Generationen-Weihnachtsfeiern!

Unsere Tage sind geprägt von dem Nicht-Dasein, dem Ver-

lust-von, der Losigkeit, wenn das ein Wort wäre. Sogar unser Fünf-Prozent-Sex ist im Moment sehr durchschnittlich. Oft liege ich nachts wach und frage mich, warum ich um etwas so sehr trauern kann, was ich nie besessen habe? Ist Verlust nicht dadurch definiert, dass man etwas Liebgewonnenes oder zumindest Nützliches verloren hat? Sei es ein Mensch, ein Haustier, ein Vermögen, ein Schlüssel? Wie kann der Verlust eines vorher nicht existierenden Kindes mich so aus der Bahn werfen? Ich bin verwirrt und merke immer stärker, wie sehr mich die letzte Zeit verunsichert hat.

Nach wie vor bin ich überzeugt davon, dass es richtig war, dem Kinderwunschland den Rücken zu kehren. Wir haben uns als Paar bewusst dafür entschieden, das Steuerrad wieder selbst in die Hand zu nehmen. Selbst zu bestimmen, wohin die Reise geht. Und das tut gut. Eigentlich.

Im Moment aber fühlt es sich so an, als hätte ich meine Mitte verloren. Ich weiß nicht mehr, wo ich stehe und wohin es gehen soll. Dieses Gefühl ist mir fremd. Auch wenn ich in der Vergangenheit häufiger mal keinen Plan hatte, so konnte ich mich doch immer auf meine Intuition verlassen, die mir die Richtung wies. Irgendwie ging es immer weiter. Wenn ich an einer Wegkreuzung des Lebens stand, musste ich nur meine Ohren spitzen und zack, da war sie auch schon. Manchmal etwas verhalten, das andere Mal eher forsch, doch in verlässlicher Vertrautheit flüsterte meine Intuition mir zu: »Myriam, geh nach links.« »Geh nach rechts.« Oder auch mal: »Querfeldein!« Mit dieser Methode und einer Prise Verstand bin ich über viele Jahre gut gefahren.

Bis jetzt.

Denn meine innere Stimme schweigt. Seitdem wir mit